



Wir wissen, dass Gott bei denen, die ihn lieben, alles zum Guten führt. (Röm 8,28)

Der spätere Extrembergsteiger Georg Bachler wuchs in Altenmarkt, im Salzburger Land auf. Sein Heimatpfarrer nahm ihn schon als jungen Messdiener mit auf seine ausgedehnten Bergtouren. Jahre später ist er im Himalaja. Bachler erzählt: „Es war am Makalu, im Himalaya. 50 Meter unterhalb meines ersten 8000-er Gipfels gebe ich auf und kehre um. Ich schaffe es bis zum Biwak. Dort überkommt mich eine Art Höhenrausch. Ich mache lauter verrückte Sachen wie das Zelt abbauen, die Schnüre durchschneiden und verpacke die Ausrüstung im Rucksack. Ich beginne abzusteigen und merke nicht, dass ich die Orientierung verloren habe. Erst nach ungefähr 150 Höhenmetern komme ich langsam zu mir selbst, erwache aus dem tranceartigen Gefühl und erkenne die verlorene Situation. Ich spüre zum ersten Mal ein Gefühl von Tod. Jetzt stirbst du also. Und im selben Moment kommt – ich kann es nicht anders beschreiben - eine unerklärliche Kraft und Motivation auf, und die sagt: So aber wirklich nicht! So stirbst du nicht! Nicht ohne Widerstand! Ich versuche alles, um hier wieder raus zu kommen.“ Ich schwöre mir von der rechten in die linke Hand, dass ich alles tun werde, um zu überleben. Und ich tue es. Ich steige wieder den mühsamen Weg hinauf zum Biwakplatz, wo ich die Plattform finden muss, auf der ich mein Zelt aufstellen kann. Irgendwie gelingt es. Gegen 21 Uhr verkrieche ich mich im schützenden Zelt. In der Nacht richte ich mich immer wieder auf, um den Gaskocher anzuwerfen. Ich wärme Hände und Füße am Feuer. Ich überstehe die Nacht und habe Glück. Am nächsten Tag ist das Wetter wieder schön. Und ich kann absteigen.“

Später ergänzt er: „Wenn ich meine damalige Situation völlig nüchtern bewertet und mich den Umständen entsprechend verhalten hätte – ich glaube, ich hätte mich aufgegeben. Ich tat einfach so, als wäre der Zustand hier das Natürlichste und Selbstverständlichste und ich tat so, als ob ich keinen Zweifel am positiven Ausgang hätte. Je länger ich so tat als ob, desto mehr Energie kam auf. Ein kleines Erfolgserlebnis nach dem andern. Die Sicherheit wuchs. Ich schaffte es.“

Niemals aufgeben!

Was Georg Bachler damals in dieser extremen Situation das Leben gerettet hat, war seine mentale Stärke, die ihn vor der Selbstaufgabe schützte. Wie entwickeln Menschen solch eine mentale Stärke? Ich habe einmal einen Mann in seinem Büro besucht. An der Tür hing ein Plakat: Ein Frosch ist schon zur Hälfte von einem Storch verschlungen, aber der Frosch umklammert mit seinen Vorderbeinen den Hals des Storches, so dass dieser den Frosch nicht weiter unterschlucken kann. Darunter mit Ausrufezeichen versehen die zwei Worte: Niemals aufgeben! Dieses Plakat war für den Mann eine tägliche Ermutigung, sich den Schwierigkeiten des Alltags zu stellen. Es war für ihn nicht einfach gewesen, diese kleine Firma aufzubauen. Aber so manche – auf den ersten Blick ausweglose – Situation ließ sich dann doch meistern.

In manchen Paarberatungen war im Nachhinein meine wichtigste Aufgabe, den Beiden Mut zu machen, dass sie ihr „Eheschiffchen“, das fest auf der Sandbank saß, wieder flott bekommen würden.

- Natürlich mussten sie auch lernen, ihre Kritik konstruktiver zu äußern,
- natürlich mussten sie es lernen, sich besser in den Anderen einzufühlen,
- natürlich musste das Herz weiter werden, damit „anders“ nicht immer gleich als „schlechter“ interpretiert wurde.

Aber neben all dieser Verbesserung der kommunikativen Fähigkeiten beider Partner war doch das Wichtigste die Ermutigung, die ich ihnen geben konnte und die sie selber entwickeln konnten, als die entdeckten, dass zum Ehesakrament auch die Verheißung gehört, dass Gott selber aktiv wird, um zum Gelingen der Ehe beizutragen.



Für mich selber und für meine Klienten hat sich in diesem Ringen um Zukunft herausgestellt, dass in dem Satz aus dem Römerbrief ganz viel Kraft steckt:

„Wir wissen, dass Gott bei denen, die ihn lieben, alles zum Guten führt.“ (Röm 8,28)

Guter Grundgedanke: Gott führt alles zum Guten

Paulus schreibt den Römerbrief als alter, erfahrener Mann – nicht als jugendlich begeisterter, aber unerfahrener Heißsporn. Bis zu diesem Zeitpunkt hat er schon viel Schweres in seinem Leben mitgemacht. Und da schreibt er: „Wir wissen...“ Er schreibt nicht: „Es wäre doch schön, wenn ...“ oder „Ich sehne mich danach, dass es wahr wäre, wenn ...“

Er schreibt aus der Sicherheit der eigenen Erfahrung: „Wir wissen...“ und es geht weiter im Text mit dem Wörtchen „alles“. Auch hier wieder keine Einschränkung, wie zum Beispiel denkbar: „das meiste“ oder „sehr oft“ – nein, da heißt es „alles“.

Wieviel Hoffnungskraft hat Paulus in seinem Leben entwickelt!

Wieviel Hoffnungskraft hat dieser Satz schon geweckt!

Wieviel Hoffnungskraft können wir selber uns erschließen, wenn wir uns auf diese Glaubenserfahrung des hl. Paulus einlassen?

Die Kirche zählt die *Hoffnung* zu den Tugenden. Sie unterscheidet aber zwischen den eingegossenen göttlichen Tugenden, zu denen sie Glaube, Hoffnung und Liebe zählt, und den erworbenen Tugenden wie z.B. die vier Kardinaltugenden: Klugheit, Tapferkeit, Gerechtigkeit, Zucht und Maß. Die Tugend ist eine beständige, feste Neigung, das Gute zu tun. Sie ermöglicht dem Menschen, nicht nur gute Taten zu vollbringen, sondern sein Bestes zu geben. Die Tugenden sind Früchte und zugleich Keime sittlich guter Taten. So können wir es im Katechismus lesen – Nr. 1803ff.

Dieses Wechselspiel zwischen Frucht und Keim wollen wir genauer anschauen: Der Bergsteiger Georg Bachler, von dem ich anfangs erzählte, hat häufig der Versuchung zum Aufgeben widerstanden und sich durchgekämpft. Also hat er sich ein gewisses Maß an Zähigkeit erworben. In dieser kritischen Situation am Makalu im Himalaya hat sich – nicht nur rein willentlich, sondern aus den Tiefenschichten der Seele dieser Widerstand gegen die Selbstaufgabe gemeldet und ihm geholfen zu überleben. Dieser Widerstand war in dem Moment der Keim zum Überleben.

Leichtigkeit wagen

Im Katechismus lesen wir: Die Tugenden verleihen dem Menschen Leichtigkeit, Sicherheit und Freude zur Führung eines sittlich guten Lebens. Der tugendhafte Mensch tut freiwillig das Gute.

Ob es also darum geht, zu überleben;

ob es darum geht, das Leben zu bejahen,

ob es darum geht, das Gute zu tun

- immer wieder ist Training die Voraussetzung dafür, dass wir im entscheidenden Moment die notwendige seelisch-willentliche Kondition haben.

Nun gibt es Menschen, denen ein sonniger Optimismus gleichsam in die Wiege gelegt worden ist. Es gibt leichtsinnige Menschen, die alle Warnungen in den Wind schlagen und vor den realen Gefahren den Kopf in den Sand stecken. Es gibt oberflächliche Menschen, die sich um die Tragik und Dramatik jedes menschlichen Lebens einfach drübermogeln und von einer Ablenkung in die nächste flüchten. Für solche Menschen ist diese Meditation nicht gedacht. Ich möchte heute diejenigen erreichen, die unter der Last ihres Lebens leiden, die von Zweifeln und Selbstzweifeln geplagt sind, denen durch manche Enttäuschung das Vertrauen in sich und in Andere abhanden zu kommen droht.



Gerade für diese Menschen kann der Römerbrief-Satz „Wir wissen, dass Gott bei denen, die ihn lieben, alles zum Guten führt.“ (Röm 8,28) zum Schlüssel ins Licht werden.

In schweren Zeiten die Hoffnung pflegen

Ich selber hatte 1975 mein Theologiestudium abgebrochen, weil ich nicht mehr glauben konnte. Ich zweifelte auch daran, je einen Beruf ausüben zu können, der mit Menschen zu tun hat. Fünf Jahre später wurde ich zum Priester geweiht. Im Nachhinein bin ich für diese schweren Jahre dankbar, weil sie mir heute helfen, mich besser in die Menschen einzufühlen, denen es schlecht geht. So etwas kann man nicht studieren oder lernen. Gleichzeitig habe ich den Wunsch, solches nicht noch einmal mitmachen zu müssen. Heute kann ich diese Zeit interpretieren als Ausbildungshilfe zum besseren, fruchtbareren Seelsorger. Es ist also für mich zum Guten geworden. So habe ich im eigenen Leben erfahren, dass Paulus Recht hat. Natürlich gibt es auch für mich noch unverdaute Situationen, wo ich die Heilsabsicht Gottes noch nicht erkennen kann. Dann kaue ich darauf rum und reibe mich an der Unbegreiflichkeit Gottes. Aber manchmal gelingt es mir auch, einfach ins Dunkel hinein zu glauben, dass hinter diesem Pech oder Unglück, hinter diesem Leid eines unschuldigen Opfers doch ein geheimer Heilswille Gottes sich verbirgt, den ich bisher nur leider noch nicht entdecken konnte. Allein schon diese positive Annahme wirkt auf meinen Geist und meine Seele zurück. Eine Frau, deren Ehepartner alkoholkrank ist, meinte einmal: Man kann sich doch wie Münchhausen an den eigenen Haaren aus dem Sumpf ziehen. Sie meinte damit: Wenn ich es mir nicht erlaube, in den zerstörerischen und verachtenden Gedanken hängen zu bleiben, sondern meine Aufmerksamkeit auf die kleinen Freuden lenke, die es auch in meinem Alltag gibt, dann geht es mir wieder besser. Wenn ich die Hoffnung bewusst pflege, dass mein Mann es nach der Entwöhnungskur schafft, trocken zu bleiben, dann beschwöre ich nicht durch meine Angst einen möglichen Rückfall herauf.

Die sich selbst erfüllende Prophezeiung (self-fulfilling prophecy)

Psychologen haben den Nachweis erbracht, dass es einen Mechanismus in der Seele gibt, den sie „sich-selbst-erfüllende-Prophezeiung“ nennen. Das heißt: Wenn ich vor lauter Angst immer wieder meine Aufmerksamkeit auf die mögliche Katastrophe lenke, dann passiert sie auch. Wenn ich dagegen mir meine Zukunft mit positiven Bildern ausmale, dann ist die Wahrscheinlichkeit größer, dass sie wirklich positiver wird.

Pater Kentenich, der Gründer der Schönstatt-Bewegung war selber drei Jahre lang Gefangener im KZ Dachau. Bei dieser täglichen Gratwanderung am Abgrund des Todes hat er Gebete in Versform gedichtet, die uns helfen können, schwierige Situationen zu meistern, indem wir die Hoffnung aufblühen lassen. Er selber musste ja damals damit rechnen, dass die Nazis nicht nur ihn töten würden sondern auch die ganze Schönstatt-Bewegung zerschlagen würden. In dieser Not sieht er eine Parallele im Abrahams-Opfer. Abraham ist bereit, seinen Sohn Isaak, das Kind der Verheißung, dem unbegreiflichen Gott zurückzugeben. Ähnlich will Kentenich seine Gründung, die er als „Kind“ bezeichnet, Gott zurückgeben. Hören wir den Originaltext:

Nimm hin das Kinde, dem du geschenkt das Leben,
dem ich die ganze Liebeskraft durft' geben,
ich leg es froh in deine Hand zurück,
sein kommendes Geschick, sein Lebensglück.
Willst du es mir, der Welt voll Güte lassen,
darf ich in Liebe weiter es umfassen,
willst du als Lösepreis dafür nur schau'n
mein Fleh'n, mein kindlich-heldisches Vertrau'n,
dann will ich alle Halbheit, Trägheit hassen!



Will Tag und Nacht nie schmähdich unterlassen,
zu bitten und zu flehen voll Vertrau'n:
Lass Wundertaten doch dein Kind bald schau'n.

Wir finden in diesem Text eine doppelte Linie: Einerseits die Bereitschaft, Ja zu sagen zu etwas ganz Schlimmem, und andererseits doch die Hoffnung auf ein Wunder. In der Begleitung von Krebspatienten beobachte ich: Wenn sie an diesem Punkt der seelisch-geistigen Auseinandersetzung mit ihrer Krankheit angelangt sind, dann stellt sich auf einmal ein großer innerer Friede ein.

Noch vor seiner Einlieferung ins KZ ließ Pater Kentenich ein Dankesgebet aus dem Gefängnis schmuggeln, das seine Befreiung als schon vollzogen voraussetzte, und bat die Schwestern, es täglich zu beten. Das erinnert uns an Paulus, der die Philipper auffordert: „Sorgt euch um nichts, sondern bringt in jeder Lage betend und flehend eure Bitten mit Dank vor Gott!“ (Phil 4,6). In einer anderen Übersetzung hieß es sogar: mit Dank, als ob ihr schon erhört worden wäret ...“

Glück: der Lohn der Anstrengung

In dem eben erwähnten Danklied Pater Kentenichs gibt es eine Strophe, in der heißt es: „Was irdisch war im Denken, zu menschlich im Verschenken, wollt Gott nach oben lenken und ganz in sich versenken.“ Was meinte er damit? In unseren Glücksvorstellungen neigen wir immer wieder dazu, ein irgendwie geartetes Schlaraffenland uns vorzustellen. Dabei übersehen wir, dass unsere tiefsten Glücksmomente oft die Belohnung für die Bewältigung einer anstrengenden Aufgabe gewesen sind. Diese Problematik hat Pater Kentenich im Blick, als er von dem Ideal des neuen Menschen sprach:

„Das damit gezeichnete Ideal ist ewig alt und ewig neu. Ewig alt, weil alle Jahrhunderte danach gerungen; ewig neu, weil die erbsündlich belastete Natur immer Abstriche macht und sich in bürgerlicher Satttheit ausruhen und sich mit nivellierender Mittelmäßigkeit zufriedengeben möchte.“

Wenn wir also im Nachhinein auf unsere Glücksmomente schauen, dann merken wir, dass der Preis oft recht hoch war. Ein billiges Glück, das leicht und schnell zu haben ist, das verfliegt auch wieder im Nu. Wenn wir nun in einer Situation drinstecken, in der es nur wehtut und der Preis uns unerträglich vorkommt, dann hilft tatsächlich der Aufblick auf das wahrscheinliche Glück im Moment des Erreichens. Dann gelingt uns ein neues Ja zum Preis. Dann können wir erahnen, dass uns diese Situation ein wenig tapferer, geduldiger, barmherziger, mitfühlender, belastbarer machen wird. Und das ist dann wieder etwas Gutes.

Als Pater Kentenich am 20. Mai 1945 nach einer abenteuerlichen Fahrt durch das besetzte Deutschland wieder nach Schönstatt kam, da war der Jubel unbeschreiblich. Da hatte die Wirklichkeit die Sehnsüchte und Träume von 1942 eingeholt. Doch der Jubel währte nicht lange. Obwohl seine Spiritualität in der Hölle von Dachau gleichsam die Feuerprobe bestanden hatte und ihre Alltagstauglichkeit in dieser Extremsituation unter Beweis gestellt hatte, war sie manchem Verantwortungsträger in der Kirche nicht geheuer. Zu viel Psychologie, zu viel Pflege der ganz natürlichen Beziehungen, zu viel Marienverehrung – das Misstrauen vergiftete das Klima und führte zu seiner Amtsenthebung und Verbannung nach Milwaukee in den USA.

14 Jahre musste er dort auf seine Rehabilitierung warten. Doppelt schwer war diese Zeit, weil ihm dieses Kreuz nicht von Feinden der Kirche – wie in der Zeit des Nationalsozialismus – auferlegt worden war, sondern von kirchlichen Autoritäten selber. Alle seine Bemühungen um Klärung und Rechtfertigung verliefen ins Leere, ja sie brachten ihm nur den zusätzlichen



Vorwurf ein, er sei uneinsichtig und stur. Erst mit der geistigen Öffnung durch das 2. Vatikanische Konzil entdeckten Verantwortliche die Pionierleistungen dieses verkannten Propheten. Papst Paul VI. rehabilitiert ihn in einer Privataudienz am 22.12.1965. Worin sah Pater Kentenich das Gute in den schwierigen Etappen seines Lebens?

Einerseits wies er darauf hin, dass die einzelnen Schönstatt-Gemeinschaften und ihre Leitungen durch seine Abwesenheit eigenständiger werden mussten. Sie konnten nicht ständig den Gründer fragen, wie er in dieser Situation entschieden hätte. Andererseits war es ihm möglich, in der Abgeschiedenheit von Milwaukee seine vielfältigen Erfahrungen noch stärker zu reflektieren und schriftlich festzuhalten. Wenn er in Schönstatt geblieben wäre, hätte ihn das Tagesgeschäft aufgefressen. Das lässt sich aus seinen letzten drei Lebensjahren rekonstruieren, die er wieder in Schönstatt verbringen durfte.

Unsere Einstellung zur Wirklichkeit ist bedeutsamer, als die Wirklichkeit selber

Es kommt also nicht nur auf die Wirklichkeit als solche an, sondern auch auf die Interpretation der Wirklichkeit. Ob etwas unerträglich ist oder nicht, ist oft eine Frage der inneren Einstellung. Es gibt Eltern, die halten es einfach aus, wenn ihr Baby in der Nacht schreit. Sie finden beruhigende Worte, nehmen es auf den Arm, wandern im Schlafzimmer auf und ab, bis es wieder eingeschlafen ist. Andere – Gottseidank ganz wenige – misshandeln ihre kleinen Kinder, und geben nachher bei Gericht an, sie hätten es nicht ertragen.

Alle Jugendlichen leiden darunter, wenn sie vom Freund, von der Freundin verlassen werden. Die meisten verarbeiten diese seelische Verletzung ganz gut, weil sie sich sagen: „Das gehört zum Abenteuer der Liebe als Risiko mit dazu. Aber ich werde schon jemanden finden, der zu mir passt.“ Andere sind so erschüttert, dass sie mit Selbstmordgedanken spielen und im Extremfall es sogar probieren.

Egal worum es sich handelt: Wir können uns in der Schule des hl. Paulus darum bemühen, der Wirklichkeit auch ihre guten Seiten abzugewinnen. Dann können wir auch bei schwierigeren Situationen auf unsere Fähigkeit zurückgreifen, trotz der Dunkelheit mit der Heilsabsicht Gottes zu rechnen. Pater Kentenich entwickelte in Dachau das Bild von Gottes gütigen Vaterhänden, die in eisernen Handschuhen stecken. Die eisernen Handschuhe sind die unmittelbar beobachtete Wirklichkeit, die wehtut. Die gütige Vaterhand ist die positive Annahme, an die ich einfach glaube und auf die ich vertraue. Wie lange dieser innere Kampf dauert, wie viele Rückschläge es gibt, das ist dann nebensächlich. Wir sind uns sicher, dass wir auf einem guten Weg sind, das Beste aus unserem Leben zu machen – nicht aus eigener Kraft, sondern im realistischen Reagieren auf einen Gott, der allmächtig ist, der uns liebt und uns immer wieder seine Gnade schenkt.

P. Elmar Busse